

PRESS REVIEW

Daniel Barenboim Stiftung
Barenboim-Said Akademie & Pierre Boulez Saal

Thursday, December 2, 2021



West-Eastern
Divan Orchestra



BARENBOIM-SAID
AKADEMIE



PIERRE BOULEZ
SAAL

Der Tagesspiegel, [PBS](#)

Hommage: Das Lebenswerk des Jazz-Giganten Charles Lloyd

Der Tagesspiegel, [PBS](#)

Kammerakademie Potsdam und Antonello Manacorda

Allgäuer Zeitung, [DB](#)

Daniel Barenboim lobt die Bundeskanzlerin

Meininger Tageblatt, [DB](#)

Die scheidende Bundeskanzlerin ließ der Kultur viel Raum- es bleibt nicht immer störungsfrei

Die Zeit

Kulturstaatsministerin adé: Monika Grütters räumt in Berlin ihr Büro aus. Ein Abschiedsbesuch

Berliner Morgenpost

Wie steht es um die Reform der Stiftung Preußischer Kulturbesitz- und was erwartet sie von der neuen Bundesregierung? Ein Gespräch mit ihrem Präsidenten Hermann Parzinger

Die Zeit

Wie die Direktorin des Kölner Rautenstrauch-Joest-Museums die Geschichte kolonialer Raubkunst ganz neu erzählt

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Antisemitismus bei Deutscher Welle, Bund reagiert

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Dmitri Tcherniakov inszeniert in Hamburg „Elektra“ von Richard Strauss

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Ulrich Lenz leitet die Oper Graz

HOMMAGE. Das Lebenswerk des Jazz-Giganten Charles Lloyd

Im Dialog mit sich

Alles wird Melodie im Spiel eines Uneitlen

Unter den großen Tenorsaxofonisten seiner Generation ist der 83-jährige Charles Lloyd der unscheinbarste. Vermutlich, weil ihn Atmosphäre immer mehr interessiert hat als Aufmerksamkeit. Und was ist Atmosphäre anderes als die Note, die man nicht hört? Sein warmer, voller Ton, sein Pathos und die melancholisch perlenden Soli zeichnen mit jedem Atemzug das Porträt eines Schweigsamen, der sich in Melodie auflöst. Alles an ihm ist Melodie. Ein Singen der Seele. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere trat er 1969 ab, um sich der transzendentalen Meditation zu widmen. Während es seine Kollegen zu den Rändern des Bindestrich-Jazz zog (Fusion-, Rock-, Latin-Jazz), suchte er seine Mitte in Big Sur.

Als er nach zehn Jahren auf die Jazzbühnen zurückkehrte, war er besser denn je, aber seiner Neigung zum Rückzug blieb er treu. Immer wieder taucht er ab in dem weiträumigen Haus an der Pazifikküste von Santa Barbara, durch das die Weite des Oze-

ans weht. Dennoch traf es den alten Mann hart, es während der Pandemie nicht mehr verlassen zu dürfen. Er und seine Frau, die Künstlerin Dorothy Darr, waren auf sich allein gestellt. Und obwohl Lloyd durchaus im Duett mit dem Kosmos zu spielen vermag und davon überzeugt ist, dass Musik "immer da ist", betrübte es ihn, einen Faden nicht weiter verfolgen zu können, den er, wie es ihm scheint, erst kürzlich wieder aufgenommen hatte.

Die vom **Pierre Boulez Saal** in Auftrag gegebene Dokumentation "Love Longing Loss" erzählt von Charles Lloyds unfreiwilliger Einsamkeit, zeigt ihn allein im Haus sein Tenor spielen, mit weißem Spitzbart und Wollmütze auf dem Kopf, dieser unvergleichlichen Sanftheit. Wenn der Musiker spricht, kneift er oft die Augen zusammen. Einer im Dialog mit sich selbst.

Kleine Besetzungen liegen ihm mehr als große, wie seine legendären Quartette oder die Duo-Aufnahmen

mit Drummer Billy Higgins belegen ("Wich Way Is East?"). Weshalb Lloyd die "Celebration" seines Lebenswerks im Boulez Saal mit vertrauten Trioformationen bestreitet, zunächst an der Seite von Percussionist Zakir Hussain und Gitarrist Marvin Sewell, danach mit Bill Frisell an der Gitarre und Thomas Morgan am Bass. Das sind Gipfeltreffen des Einfühlungsvermögens – getragen von Lloyds fließenden Melodien, die ihren Ursprung in den 650 Hektar Land am Mississippi haben mögen, auf denen er aufwuchs, oder in der fernöstlichen Vedanta-Philosophie, zu der er sich hingezogen fühlt. Er spielt nicht nur mit einer vom Alter unberührt bleibenden, feingliedrigen Virtuosität, sondern mit dem Wissen um das Unausprechliche. Kai Müller

Wo Pierre Boulez Saal Wann Sa 4.12., 19, So/Di 5./7.12., 19.30 Uhr Tickets 15-65 Euro

SINFONIEKONZERT

Kammerakademie Potsdam & Antonello Manacorda

Zeitgenössische Musik hat es noch immer schwer in den Spielplänen, obwohl sie oft alles andere als abschreckend wirkt. Der Däne Hans Abrahamsen ist da ein gutes Beispiel: Als Hornspieler betrat er die klingende Welt, wurde später Schüler von György Ligeti und entdeckte so die Magie kleinster Klangpartikel. Inzwischen gibt Abrahamsen in London sein Wissen an angehende Komponist:innen weiter. Seine Werke erschließen sich intuitiv und trumpfen nie

hohl auf. Dennoch werden seine "Ten Sinfonias" von der Kammerakademie Potsdam hochklassisch eingefasst. Chefdirigent Antonello Manacorda (Foto) lässt Beethoven auf die Pulte legen und dirigiert die Sinfonien 1 und 5. Seine Zehnte konnte Beethoven nicht vollenden. UA

Wo **Pierre Boulez Saal** Wann Do/Fr 2./3.12., 19.30 Uhr
Tickets 15-55 Euro

Quelle:	Allgäuer Zeitung, Kempten vom 02.12.2021, S. 22 (Tageszeitung / täglich ausser Sonntag, Kempten (Allgäu))				
Auch in:	187 weiteren Quellen »				
Auflage:	20.159	Reichweite:	41.931	Quellrubrik:	Kultur

Daniel Barenboim lobt die Bundeskanzlerin

Der Dirigent **Daniel Barenboim** hat den Einsatz der aus dem Amt scheidenden Bundeskanzlerin für die Kultur betont. "Angela Merkel hat ohne Zweifel in den letzten fast zwanzig Jahren maßgeblichen Einfluss auf die politische und gesellschaftliche Kultur in Deutschland, Europa und der Welt gehabt", erklärte der Generalmusikdirektor der

Staatsoper Unter den Linden in Berlin. "Es müssen vielleicht nicht alle Politiker unbedingt kulturenthusiastisch sein", sagte der 79-Jährige. "Aber man muss erwarten können, dass Politiker die Wichtigkeit der Kultur für die Menschen verstehen, auch wenn sie keinen großen persönlichen Bezug haben." (dpa)

Alle weiteren Quellen: Acher- und Bühler Bote • Acher-Rench-Zeitung • Ahleener Tageblatt • Aichacher Nachrichten • Allgemeine Zeitung (Coesfeld) • Allgemeine Zeitung (Coesfeld) • Allgäuer Anzeigebblatt • Allgäuer Zeitung - Füssener Blatt • Allgäuer Zeitung Marktoberdorf • Augsburger Allgemeine (Land Nord) • Augsburger Allgemeine (Land West) • Augsburger Allgemeine Augsburg • BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN - Brettener Nachrichten • BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN Bruchsaler Rundschau • BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN Ettlingen • BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN Hardt • BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN Karlsruhe • BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN Mittelbaden • Badisches Tagblatt Baden-Baden • Badisches Tagblatt Bühl • Badisches Tagblatt Murgtal • Badisches Tagblatt Rastatt • Billerbecker Anzeiger • Bote vom Unter-Main • B.Z. • Dachauer Nachrichten • Der Westallgäuer • Die Glocke Beckumer Zeitung • Die Glocke Gütersloher Volkszeitung • Die Glocke Oelder Zeitung • Die Glocke Rheda-Wiedenbrücker Zeitung • Die Glocke Warendorfer Tageblatt • Donau Zeitung • Donauwörther Zeitung • Dorfener Anzeiger • Dorstener Zeitung • Dorstener Zeitung • Dülmener Zeitung • Ebersberger Zeitung • Erdinger Anzeiger • Flensburg Avis • Frankenpost Fichtelgebirge • Frankenpost Münchberg, Naila und Umgebung • Frankenpost Stadt und Landkreis Hof • Frankenpost Stadt und Landkreis Kulmbach • Freies Wort Bad Salzungen • Freies Wort Hildburghausen • Freies Wort Ilm-Kreis • Freies Wort Schmalkalden • Freies Wort Sonneberg • Freies Wort Suhl Zella-Mehlis • Freisinger Tagblatt • Friedberger Allgemeine • Fürstfeldbrucker Tagblatt • Garmisch-Partenkirchner Tagblatt • General-Anzeiger - Bonner Stadtanzeiger Bonn, Hardtberg • General-Anzeiger - Bonner Stadtanzeiger Königswinter • General-Anzeiger - Rhein-Ahr-Zeitung • General-Anzeiger - Rhein-Sieg-Zeitung Rhein & Sieg • General-Anzeiger - Rhein-Sieg-Zeitung Voreifel • Geretsrieder Merkur • Germeringer Zeitung • Gescherer Zeitung • Gescherer Zeitung • Glocke online, Die • Grevener Zeitung • Günzburger Zeitung • Haller Kreisblatt • Halterner Zeitung • Halterner Zeitung • Holzkirchner Merkur • IKZ Online • ikz-online.de (Iserlohner Kreisanzeiger) • Illertisser Zeitung • Isar-Loisachbote • Kehler Zeitung • Königsbrunner Zeitung • Lahrer Anzeiger • Landsberger Tagblatt • Lohrer Echo • Main-Echo Alzenau und Kahlgrund • Main-Echo Aschaffenburg und Umgebung • Main-Echo Hessen • Main-Echo Marktheidenfeld • Main-Echo Obernburg • Meininger Tageblatt • Memminger Zeitung • Miesbacher Merkur • Mindelheimer Zeitung • Mittlbayerische Online • Mittelschwäbische Nachrichten • Murnauer Tagblatt • Münchner Merkur Landkreis Nord • Münchner Merkur Landkreis Süd • Münchner Merkur Stadtausgabe • Münchner Merkur Würmtal • Münstersche Zeitung Münster • Münstersche Zeitung Steinfurt • Neu-Ulmer Zeitung • Neuburger Rundschau • Neue Westfälische - Bad Oeynhauser Kurier • Neue Westfälische - Bielefelder Tageblatt Bielefeld Ost • Neue Westfälische - Bielefelder Tageblatt Bielefeld Süd • Neue Westfälische - Bielefelder Tageblatt Bielefeld West • Neue Westfälische - Bielefelder Tageblatt Bielefeld, Dornberg-Werther • Neue Westfälische - Bielefelder Tageblatt Bielefeld, Oerlingshausen-Leopoldshöhe • Neue Westfälische - Bielefelder Tageblatt Bielefeld, Schloß Holte-Stukenbrock • Neue Westfälische - Bündler Tageblatt • Neue Westfälische - Gütersloher Zeitung • Neue Westfälische - Herforder Kreisanzeiger • Neue Westfälische - Höxtersche Kreiszeitung • Neue Westfälische - Kreiszeitung für Warburg • Neue Westfälische - Löhner Nachrichten • Neue Westfälische - Paderborner Kreiszeitung • Neue Westfälische - Tageblatt für Enger und Spenge • Neue Westfälische - Verler Tageblatt • Neue Westfälische - Zeitung für das Lübbecke Land • Nordbayerischer Kurier Bayreuth • Nordbayerischer Kurier Bayreuth • Nordbayerischer Kurier Kulmbach • Nordbayerischer Kurier Kulmbach • Nordbayerischer Kurier Pegnitz • Nordbayerischer Kurier Pegnitz • NRZ Online • nrz.de (Neue Ruhr Zeitung / Neue Rhein Zeitung) • Offenburger Tageblatt - Schwarzwald-Zeitung • Offenburger Tageblatt Offenburg • Penzberger Merkur • Pforzheimer Kurier • Pirmasenser Zeitung • Rhein-Neckar-Zeitung - Bergstraße/Mannheim - Weinheimer Rundschau • Rhein-Neckar-Zeitung - Eberbacher Nachrichten • Rhein-Neckar-Zeitung - Heidelberger Nachrichten • Rhein-Neckar-Zeitung - Mosbacher Nachrichten • Rhein-Neckar-Zeitung - Nordbadische Nachrichten • Rhein-Neckar-Zeitung - Region Heidelberg • Rhein-Neckar-Zeitung - Schwetzingen Nachrichten • Rhein-Neckar-Zeitung - Sinsheimer Nachrichten - Bad

Rappenauer Bote/Eppinger Nachrichten • Rhein-Neckar-Zeitung - Wieslocher Nachrichten/Walldorfer Rundschau • Rieser Nachrichten • Ruhr Nachrichten - Castrop-Rauxeler Zeitung • Ruhr Nachrichten - Castrop-Rauxeler Zeitung • Ruhr Nachrichten - Dortmunder Zeitung Nordost • Ruhr Nachrichten - Dortmunder Zeitung Nordost • Ruhr Nachrichten - Dortmunder Zeitung Süd • Ruhr Nachrichten - Dortmunder Zeitung Süd • Ruhr Nachrichten - Dortmunder Zeitung West • Ruhr Nachrichten - Dortmunder Zeitung West • Ruhr Nachrichten - Schwerter Zeitung • Ruhr Nachrichten - Schwerter Zeitung • Ruhr Nachrichten Dortmund Innenstadt • Ruhr Nachrichten Dortmund Innenstadt • Ruhr Nachrichten Lünen • Ruhr Nachrichten Lünen • Ruhr Nachrichten Selm • Ruhr Nachrichten Selm • Ruhr Nachrichten Werne und Herbern • Ruhr Nachrichten Werne und Herbern • Schongauer Nachrichten • Schwabmünchner Allgemeine • shz.de • Starnberger Merkur • Tageblatt für den Kreis Steinfurt • Tegernseer Zeitung • Tölzer Kurier Ost • Tölzer Kurier West • WAZ Online • waz.de (Westdeutsche Allgemeine Zeitung) • Weilheimer Tagblatt • Wertheimer Zeitung • Wertinger Zeitung • Westdeutsche Allgemeine WAZ Witten • Westfälische Nachrichten Ahlen • Westfälische Nachrichten Baumberge • Westfälische Nachrichten Greven • Westfälische Nachrichten Gronau • Westfälische Nachrichten Lengerich • Westfälische Nachrichten Lüdinghausen-Senden • Westfälische Nachrichten Münster-Hiltrup • Westfälische Nachrichten Münster-Stadt • Westfälische Nachrichten Münster-West • Westfälische Nachrichten Sendenhorst-Dreinsteinfurt • Westfälische Nachrichten Steinfurt • Westfälische Nachrichten Telgte • Westfälische Nachrichten Warendorf • WR - Westfälische Rundschau Online

[zum Anfang dieses Artikels](#)

[zum Inhaltsverzeichnis](#)

Autor: Gerd Roth
Seite: 18
Ressort: H_KUFWSZ

Mediengattung: Tageszeitung
Auflage: 8.955 (gedruckt) ¹ 8.748 (verkauft) ¹
 9.190 (verbreitet) ¹
Reichweite: 0,021 (in Mio.) ²

¹ IVW 2/2021

² AGMA ma 2021 Tageszeitungen

„Kultur sollte zum Leben gehören“

Im Museum nicht vordrängeln, Opern-Karten selbst bezahlen: Angela Merkel sieht sich nicht privilegiert, wenn sie privat unterwegs ist. Die scheidende Bundeskanzlerin ließ der Kultur viel Raum – es bleibt nicht immer störungsfrei. Gerd Roth

Um die Bedeutung von Kultur war bei Angela Merkel immer wieder zu hören. „Zur Liebe zum eigenen Land gehört auch, dass man seine Künstler achtet. Kultur sollte zum Leben wie das Atmen gehören“, sagte sie etwa. An anderer Stelle auch drastischer: „Eine Gesellschaft ohne Kunst und Kultur führt in letzter Konsequenz zu Barbarei und Unmenschlichkeit.“ Oder Kultur als Miteinander: „Die Geschichte lehrt uns, dass sich Kulturen, Ethnien und Staaten schon seit Jahrtausenden im gegenseitigen Austausch entwickelt haben.“

Die scheidende Bundeskanzlerin hat schon qua Amt viele Ausstellungen eröffnet, Museen und Vorstellungen besucht, Künstlerinnen und Künstler getroffen. Doch jenseits offizieller Pflichten und Termine sucht Angela Merkel auch immer wieder rein privat die Nähe zu den schönen Künsten. Am bekanntesten sind wohl ihre regelmäßigen Besuche bei den Richard-Wagner-Festspielen in Bayreuth. Merkel und ihr Mann Joachim Sauer gelten als große Anhänger von Wagners Werk und sind seit vielen Jahren Stammgäste am Grünen Hügel.

Kultur als Quelle

„Bayreuth ist exemplarisch“, sagt etwa Annette Schavan. Die frühere Bundesbildungsministerin steht Merkel seit langen Jahren nah. So kann sie beurteilen, wo die Regierungschefin sich seit 16 Jahren Kanzleramt ihre Kraft holt. „Unter Dauerstrom stehen geht nur, wenn es andere Quellen gibt“, sagt Schavan. „Kultur ist eine dieser Quellen.“ Mit Beiträgen zahlreicher prominenter Wegbegleiter der Kanzlerin hat Schavan das Buch „Die hohe Kunst der Politik – Die Ära Angela Merkel“ zusammengestellt. An mehreren Stellen lässt sich dort nachlesen, dass Kultur „keine Attitüde der Amtsinhaberin“ ist.

So berichtet etwa Christine Lagarde, Präsidentin der Europäischen Zentralbank, wie Merkel sie kurzfristig während eines Treffens zu einem Konzert in die Berliner Staatsoper Unter den Linden animiert. Wer so was zahlt? „Sie lässt sich nie einladen zu Opern oder Konzerten, sondern kauft sich ihre Karten selbst. Immer“, schreibt Stardirigent **Daniel Barenboim** im Schavan-Band. So habe Angela Merkel eine Vorstellung besucht, die er an der Mailänder Scala dirigiert habe. Der Intendant habe kein Geld verlangen können, weil sie in der königlichen Loge saß. Dort dürften keine Karten verkauft werden. Barenboim: „Sie sagte dann, er solle ihr schreiben, wie viel eine Karte für einen sehr guten Platz in der Scala kostet, und das würde sie dann bezahlen.“

Von der Museumsinsel bei Merkel ums Eck und aus anderen Häusern gibt es viele Erzählungen, wonach sie mal eben bei Ausstellungen vorbeischaute. Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp berichtet von einem solchen Besuch bei „Gesichter der Renaissance“ im Berliner Bode-Museum. Spontan, ohne große Ankündigung, minimaler Personenschutz. „Wegen der Fülle der Besuche war der Blick auf einzelne Skulpturen und Gemälde fast undurchdringlich versperrt“, schreibt Bredekamp. „Die verstoßenen Blicke der Besucher ließen den Konflikt erkennen, dass einerseits die Kunst gegenüber allen Menschen gleich sei und deswegen kein Platz freigegeben werden dürfe, andererseits es aber geboten schien, der Kanzlerin die Möglichkeit eines gesonderten Zugangs zu den Werken zu gestatten. Wann immer sich die zweite Variante zeigte, wehrte Angela Merkel entschieden ab: Keine Privilegien! Vielleicht ist ja gerade diese Haltung auch eine Erfahrung aus dem Wende-Herbst 1989, bei

der sich vor allem SED-Kader – vom kleinen Kreisparteichef bis zum ZK-Mitglied – für die selbstverständliche Inanspruchnahme dessen rechtfertigen mussten, was den allermeisten DDR-Bürgern verwehrt blieb.

Nach Schilderung kultureller Wegbegleiter sucht Merkel auch den direkten Kontakt zu Kulturschaffenden. Mit dem Liedermacher Wolf Biermann und dessen Frau Pamela ist das Ehepaar Merkel/Sauer seit Langem befreundet. Schauspieler Ulrich Matthes beschreibt im Band, wie Merkel immer wieder mal ins Deutsche Theater kam. „Sie fragt dann nach inszenatorischen Details und denkt laut nach über das gerade Gesehene: Wie entstehen Kompromisse in der Politik (nach einer „Ödipus“-Aufführung), wie funktioniert der Druck der öffentlichen Meinung (nach „Menschenfeind“) – alles Assoziieren manchmal eingeleitet durch ein nicht kokettes ‚Kenne mich nicht aus mit Theater, aber...‘.“

Faible für Nolde

Den Bundesteil der Kulturpolitik hat Merkel nach übereinstimmenden Einschätzungen meist den Zuständigen im Kanzleramt überlassen, erst Bernd Neumann (2005-2013), anschließend Monika Grütters. Wenn Barenboims Oper eine bessere Akustik bekam, Mittel für Bayreuth aufgestockt wurden oder das Archiv von Biermann an die Staatsbibliothek ging, spielte der Name der Kanzlerin keine Rolle. Nach den Worten Barenboims hat sich Merkel „immer für Kultur interessiert, ihre gesellschaftliche Bedeutung erkannt und sich praktisch für sie eingesetzt“. Es müssten nicht alle Politiker kulturenthusiastisch sein, sagt der Dirigent. „Aber man muss erwarten können, dass Politiker die Wichtigkeit der Kultur für die Menschen verstehen, auch wenn sie kei-

nen großen persönlichen Bezug haben.“ Eine große Vorliebe hat Angela Merkel für Expressionismus-Ikone Emil Nolde. Sein „Brecher“ von 1936 hing seit 2006 als Leihgabe der Nationalgalerie bei ihr im Kanzleramt. Die farbkraftige Nordseewelle unter schwerem Gewölk sollte eine besondere Rolle spielen in einer Nolde-Ausstellung mit neuen Erkenntnissen zur tiefen NS-Verstrickung des von den Nazis eben auch als „entarteter Künstler“ diffamierten Malers. Nach einigem Hin und Her zwischen Leihgebern und Kanzleramt ließ Merkel den Nolde nicht wieder zurück in ihr Arbeitszimmer. Und auch die gefeierte Ausstellung nur wenige Kilometer weiter hat die Kunstliebhaberin nie besucht.

Abbildung: Angela Merkel gilt als Opern-Liebhaberin – nicht nur in Bayreuth. Wegbegleiter bescheinigen ihr ein „hohes Interesse“ an Kultur.

Wörter: 855

»Da hätte ich vielleicht strenger sein müssen«

Kulturstaatsministerin adé: Monika Grütters räumt in Berlin ihr Büro aus. Ein Abschiedsbesuch VON VOLKER WEIDERMANN

Schon die Polizisten am Eingangstor zum Kanzleramt scheinen in lockerer Abschiedsstimmung: »Heute mal ohne Sicherheitskontrolle«, sagen sie an diesem sonnigen Adventssonntag und winken einen so durch. Drinnen auf den türkisgrünen Teppichgängen des riesigen Amtes Leere und Stille. Wo sonst um diese Jahreszeit der große Weihnachtsbaum steht, am hohen Fenster neben den Kanzlerporträts, ist nichts. Die alte Regierung hat keinen mehr aufgestellt, die neue ist noch nicht da. Links neben dem goldenen Gerhard Schröder an der Betonwand ist noch Platz für das kommende Merkel-Porträt.

Abschiedsbesuch bei Monika Grütters, die hier acht Jahre lang Staatsministerin für Kultur gewesen ist, auch von ihren politischen Gegnern hoch respektiert. Ihre Bilanz, vor allem in Zahlen, ist enorm: Der von ihr verwaltete Etat erhöhte sich in ihrer Amtszeit um 73 Prozent, ebenso hat sich die Zahl der Mitarbeiter in den acht Jahren fast verdoppelt. Auch Claudia Roth, die hier bald als ihre Nachfolgerin einziehen wird, sagt, sie sei der Amtsinhaberin dankbar »für all das, was sie erreicht und erkämpft hat«.

Monika Grütters oben in ihrem Büro trägt einen Blazer im Türkisgrün der Kanzleramtsteppe und Kanzleramtwände und fotografiert mit dem Handy die Krähen auf ihrer Terrasse. Sie erzählt zur Begrüßung die Geschichte einer Taube, die hier, vor ihren Augen, vor einer Weile von den Krähen getötet wurde. »Das ging ganz schnell.« Sie wirkt nicht so, als ob sie es den Krähen übel nimmt. Tauben sind aber auch noch da. Die füttert sie jetzt weiter hinten auf ihrer Staatsministerin-Terrasse mit dem Blick über die ganze Stadt. Die Friedensvögel und die schwarzen Killer. Monika Grütters hat sie sanft in eine friedliche Koexistenz gezwungen. Wie hat sie das gemacht? Vor allem wohl mit einem Überangebot an Futter. Es ist wie bei den Kämpfen im politischen Berlin und den Verteilungskämpfen in der Kultur. Mit genügend Geld lassen sich die Kombattanten zähmen.

Monika Grütters ist schon in wehmütig gelöster Abschiedsstimmung. Dabei hatte sie das Gespräch, gleich nach den Krähenfotos, mit einer Art Wutanfall begonnen, so schnell und unerwartet, dass man noch kaum zum Mitschreiben bereit war, und es war wohl auch noch nicht zum Mitschreiben bestimmt, über ihre Enttäuschung über die Grünen in den Koalitionsverhandlungen, die Ämterverteilung, dass Cem Özdemir nicht Außenminister wird, Carsten Brosda nicht Kulturstaatsminister, obwohl damit alle fest rechneten, nicht

zuletzt er selbst. Aber in der SPD folge jetzt eben alles der »WOW«-Leitlinie: »Was Olaf will«.

Über Claudia Roth sagt sie nichts Unfreundliches, aber dass sie selbst damals, als sie vor acht Jahren hier antrat, auch durch ihre Arbeit im Kulturausschuss besser auf die Aufgabe vorbereitet war, daran lässt sie keinen Zweifel aufkommen. Sie redet sich so recht in eine Rage hinein, auch über den kommenden Kanzler, den sie noch nie bei einer Kulturveranstaltung gesehen habe. Und es spricht echte Sorge um Macht und Einfluss der Kultur in der nächsten Regierung aus ihr. Denn sie hat es immer betont, dass sie den finanziellen Erfolg, den sie zuletzt in der Corona-Krise für Kunst und Künstler errang, dass sie den auch ihrem engen Kontakt zur Bundeskanzlerin verdanke. Immer wieder habe Merkel sie bei den Kabinettssitzungen, zuletzt bei den Corona-Hilfen für die Solo-Selbstständigen, unterstützt: »Ihr hört doch, was sie sagt!« waren die Worte der Kanzlerin, wenn Altmaier und Scholz sich mal wieder widerständig zeigten.

Aber all das ist nun vorbei. Monika Grütters räumt aus. Die Aktenschubladen, die sie jetzt hervorzieht, sind schon leer. Neben dem Schreibtisch steht eine blaue Altpapiertonne. Nein, Offizielles kommt da natürlich nicht rein. Das ist alles gestempelt, sortiert und abgeheftet und schon abtransportiert. Ihre Erklärung holt sie hervor, mit der sie ihre Zustimmung zur »Ehe für alle« im Bundestag auch gegen ihren eigenen Landesverband damals begründet hat. »Nicht obwohl, sondern weil ich Katholikin bin, habe ich zugestimmt«, sagt sie.

Dann öffnet sie den Schrank hinter ihrem Schreibtisch, Gläser sind darin und eine halb volle Flasche Asbach Uralt. Die stammt noch von ihrem Vorgänger Bernd Neumann. Acht Jahre lang stand sie da, unberührt. Die lässt sie Claudia Roth mal da. Wer weiß, was die so trinkt.

Oh, ihr sei nicht alles gelungen in ihrer Amtszeit. Die Zerschlagung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zum Beispiel, gescheitert am großen Taktiker und Ringer der Macht, Hermann Parzinger, und auch das Humboldt Forum aus dem schrecklichen Proporzdenken zu befreien ist ihr nicht gelungen. »Da hätte ich vielleicht strenger sein müssen«, sagt sie.

Am Vorabend war sie in der Komischen Oper, in der Premiere von Katja Kabanova, sie erzählt ganz glücklich von dem Abend, der Handlung, der Musik. Und am Ende habe der Intendant Barrie Kosky auf der Bühne gestanden, habe gesagt, dass die Gesellschaft von der Kunst, von den Künstlern lernen könne. Lernen, was Solidarität bedeutet. Am Ende habe er sich bei Monika Grütters bedankt, für ihren Einsatz für die Künste, er habe gesagt, dass es wahrscheinlich ihr letzter Opernbesuch in offizieller Funktion sei. Das Publikum habe applaudiert.

Gegen Ende des Gesprächs ist doch etwas Traurigkeit zu spüren. »Das Kultur-Amt und ich waren auch sehr eng miteinander verbunden«, sagt sie. Und das heißt eben auch, dass sie allein lebt, ganz für das Amt da war. Sie sagt, dass sie manchmal nachts aufwache und denke: »Oje, was mache ich nur Produktives mit der ersten neuen freien Zeit?« Und sie sagt: »Man denkt, dass man etwas Verbotenes tut, wenn man werktags um elf durch den Grunewald spaziert.«

Sie wird sich daran gewöhnen müssen. Abgeordnete ist sie ja noch vier Jahre lang. Aber wie sie von den jährlichen »28 Sitzungswochen« spricht, hört es sich an, als sei das eher Freizeit. Zumindest eine Tätigkeit, die sie nicht ganz und gar ausfüllen wird. Kann die Hochkultur diese Hochkulturförderin auffangen? Viele Ämter bieten sich da nicht an.

Blauer Himmel über Berlin. Das völlig leere, totenstille Kanzleramt inmitten einer der schwersten Krisen des Landes. Eine Regierung wird durch eine andere ersetzt. Und hier, im Zentrum der Macht, ist – nichts. Ein Vakuum. Ein paar leere Schubladen in den Büros, eine blaue Tonne im Hochamt der Staatskultur.

»Ein bisschen wehmütig und sehr dankbar«, sagt Monika Grütters, werde sie an ihrem letzten Tag hier aus dem Kanzleramt gehen.

www.zeit.de/audio Foto: Gordon Welters für DIE ZEIT

Mülltrennung muss sein: Monika Grütters, 59, im Kanzleramt

„Enge Taktung mit Entscheidungen“

Wie steht es um die Reform der Stiftung Preußischer Kulturbesitz – und was erwartet sie von der neuen Bundesregierung? Ein Gespräch mit ihrem Präsidenten Hermann Parzinger



Der Archäologe Hermann Parzinger ist seit 2008 Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. **Fabian Sommer** dpa

Von Felix Müller

Anderthalb Jahre sind vergangen, seitdem der Wissenschaftsrat in einem umfassenden Gutachten die Reform der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK) anmahnte. Was ist seither geschehen? Und wie steht es um die Pläne für das Humboldt Forum und die Restitutionsbemühungen? Fragen an Hermann Parzinger, Präsident der SPK.

Herr Parzinger, im Koalitionsvertrag von SPD, Grünen und FDP im Bund heißt es: „Wir setzen den Reformprozess der Stiftung Preußischer Kulturbesitz gemeinsam mit den Ländern fort. Ein erhöhter Finanzierungsbedarf des Bundes hat die grundlegende Verbesserung der Governance zur Voraussetzung.“ Was halten Sie davon?

Hermann Parzinger Sehr viel. Dass die Reform der SPK im Koalitionsvertrag benannt wird, macht den Stellenwert dieses Vorhabens auch für die künftige Regierung deutlich. Die Stiftung ist mitten im Reformprozess, er muss zu Ende geführt werden. Das geht nur mit dem Bund und den Ländern. Mich freut, dass der Finanzierungsmehrbedarf und die neue Governance angesprochen werden. Das sind die zentralen Themen.

Was ist in diesem Jahr konkret geschehen, um die Stiftung neu aufzustellen?

In diesem Jahr hat die Reformkommission, die aus Vertretern des Bundes und von vier Ländern besteht, in mehreren Sitzungen die Eckpunkte erarbeitet, die für uns entscheidend sind. Unser Stiftungsrat hat dem folgend beschlossen: Die Stiftung bleibt als Verbund erhalten, gleichzeitig gibt es eine stärkere Autonomie der Einrichtungen. Die Hauptverwaltung, die bislang beim Präsidenten angesiedelt ist, soll eine zentrale Serviceeinrichtung werden, die nicht über den Einrichtungen, sondern neben ihnen steht. Gerade die Frage von Zentralität und Dezentralität ist wichtig: Wie viel Entscheidungshoheit brauchen die Einrichtungen, um schneller und flexibler reagieren zu können, in der Personalverwaltung, in der Budgetverantwortung, im Liegenschaftsmanagement und so weiter? Ferner soll die Stiftung in Zukunft von einem Kollegialorgan geleitet werden – von einem Präsidium oder Vorstand, in dem neben dem Präsidenten und Vizepräsidenten auch Einrichtungsvertretungen mitwirken. Der ganze Prozess wird intensiv von einer rein intern besetzten Strategiekommission begleitet. Im nächsten Jahr muss es eine enge Taktung geben mit Entscheidungen, hinter die man dann auch nicht mehr zurück kann.

Die föderale Aufstellung der Stiftung ist in letzter Zeit häufiger infrage gestellt worden. Spielt das im Reformprozess eine Rolle?

Die Frage, inwieweit die Länder zusammen mit dem Bund in der Stiftung mitagieren, Mitträger sind und mitentscheiden, ist so alt wie die Stiftung selbst. Die Debatten in der Kulturministerkonferenz angesichts des Gutachtens des Wissenschaftsrats zeigten sehr deutlich, dass die Länder ihre Mitverantwortung weiterhin behalten wollen. Aber es gibt bei unseren Trägern natürlich auch die Bereitschaft zu Veränderungen. Einer der Eckpunkte, die unser Stiftungsrat im Juni beschlossen hat, bestand in der Anregung, über die eigene Zusammensetzung noch einmal nachzudenken. Es gibt die Überlegung, dass nicht alle Länder – auch wenn alle in der Trägerschaft bleiben – immer gleichzeitig im Stiftungsrat vertreten sein müssen, sondern in einem gewissen Zyklus rotieren könnten und man die übrigen Plätze im Stiftungsrat dann mit Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Zivilgesellschaft besetzt. Das ist ein Ansatz, der aus meiner Sicht interessant und zeitgemäß wäre. Natürlich würden Bund und Länder in allen finanziellen Fragen ein Vetorecht behalten. Aber das sind Fragen, die am Ende von der Politik entschieden werden müssen.

Dann müsste das Stiftungsgesetz geändert werden.

Ja. Wenn sich in der Zusammensetzung des Stiftungsrates und in der Finanzierungsstruktur etwas ändert, muss das von Bundestag, Bundesrat, wahrscheinlich auch von der Ministerpräsidentenkonferenz beschlossen werden. Ich denke aber, wenn sich Bund und Länder über die Richtung einig sind, sollte dieser Weg zügig zu gehen sein.

Wie lange wird das dauern?

Die Reform muss in der jetzt beginnenden Legislatur zu einem Ende gebracht werden. Aber noch einmal, wichtig ist, dass beide Seiten, Bund und Länder, an einem Strang ziehen, und ich sehe bei allen Beteiligten die Bereitschaft, Struktur und Finanzierung der Stiftung neu zu denken.

Der Knackpunkt bleibt das Geld. Als Sie kürzlich mit Max Hollein vom New Yorker Metropolitan Museum of Art in der Neuen Nationalgalerie sprachen, nannte er Budgetgrößen, von denen die Berliner Museen nur träumen können.

Ja und nein. Er sagte, er hätte eine Milliarde für die nächsten Jahre für Bauvorhaben. Wenn ich schaue, was wir bisher alles gebaut haben und in den kommenden Jahren noch bauen werden – bis die Museumsinsel einmal fertig ist oder das Kulturforum und andere Standorte, dazu das Humboldt Forum, sind wir in Größenordnungen von vielleicht fünf Milliarden. Das muss man sich einmal klarmachen. Das Commitment des Bundes kann sich hier auch im weltweiten Vergleich sehen lassen. Aber ein anderer Punkt macht das eigentliche Dilemma deutlich: Für die Digitalisierungsoffensive, die Max Hollein auf den Weg gebracht hat, hat er ein Digital Department mit 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die 19 Staatlichen Museen zu Berlin haben noch nicht einmal eine feste Stelle für die Betreuung ihrer Social-Media-Kanäle. Wenn man weltweit präsent sein will, muss man im digitalen Bereich in die Offensive gehen. Da geht es um Außenwirkung. Hier gibt es einen riesigen Nachholbedarf.

Können Sie den finanziellen Mehrbedarf denn beziffern?

Das muss genau berechnet werden. Aber es dürfte schon ein substanzieller zweistelliger Millionenbetrag sein, der auf jeden Fall hinzukommen muss, damit die SPK effizienter wirken kann. Bund und Berlin haben in den letzten Jahren die finanziellen Mittel für die SPK jährlich erhöht, dafür sind wir außerordentlich dankbar, aber wir ziehen eine strukturelle Unterfinanzierung mit uns mit, wie auch der Wissenschaftsrat sehr deutlich gemacht hat. Und die Frage ist: Wenn es einen Zuwachs gibt, reicht er dann lediglich aus, um das angewachsene strukturelle Defizit zu beheben? Oder kann er die Stiftung auf ein neues Level heben? Entscheidend ist: Wie auch immer wir die interne Governance neu aufstellen, wenn es keinen substanziellen Zuwachs gibt, wird der Leuchtturm SPK nicht seine volle Strahlkraft entwickeln können.

Monika Grütters (CDU) ist als Kulturstaatsministerin nur noch geschäftsführend im Amt. Wie würden Sie die Zusammenarbeit bilanzieren?

Die Jahre waren für uns sehr gut. Die großen Themen von Frau Grütters – das Humboldt Forum, das Museum des 20. Jahrhunderts – waren auch unsere zentralen Themen. Da hat sie sehr viel für uns bewirkt, da sind wir dankbar. Insofern blicken wir zufrieden auf diese Jahre zurück und sind gleichzeitig gespannt auf das, was folgt.

Das wird Claudia Roth (Grüne) sein. Konnten Sie schon Erfahrungen mit ihr sammeln? Welche Erwartungen haben Sie?

Ich kenne Claudia Roth, in den Ausschusssitzungen etwa war ihre Leidenschaft für Kunst und Kultur immer deutlich zu spüren. Ich bin überzeugt, dass sie sehr klar sieht, welche Kraft Kultur für den gesellschaftlichen Zusammenhalt entwickeln kann. Schon der Koalitionsvertrag unterstreicht die Förderung der Kultur in ihrer ganzen Breite und Vielfalt. Auch Leuchttürme der sogenannten Hochkultur, wie die SPK mit ihren Einrichtungen, müssen und wollen vielen eine Stimme geben, neue Diskurse wagen, Museen zu Aushandlungsräumen machen, wie etwa im Humboldt Forum. Ich würde mir wünschen, diese Potenziale gemeinsam zu entwickeln. Das können spannende Jahre werden.

Kommen wir auf das Humboldt Forum zu sprechen. Es gab nicht zu überhörende Kritik an den Präsentationen der Staatlichen Museen. Was wird getan, um auf diese Kritik zu reagieren?

Es gab keineswegs nur Kritik. Die Ausstellungen müssen sich weiterentwickeln, das haben wir immer gesagt. Derzeit sind wir dabei, die Ostspange einzurichten, die im kommenden Sommer eröffnet werden soll. Natürlich betrachten wir die bisherigen Ausstellungsbereiche immer auch kritisch. Die Beschriftungen sind manchmal zu klein, auch könnten manche Bereiche in ihrer Botschaft bisweilen noch klarer sein. Die Provenienzspur, die mit Aufstellern markiert wird, kann noch deutlicher hervortreten. Sehr positiv ist, dass die Objekte so stark im Vordergrund stehen, auch dass sehr viele Kunstwerke frei gestellt sind. Das ist schon ein besonderes Angebot an die Besucherinnen und Besucher, nicht alles hinter Glasscheiben zu sehen. Wir haben von der Zusammenarbeit mit unseren Partnerinnen und Partnern aus den Herkunftsländern und Ursprungsgesellschaften im erheblichen Maße profitiert. Der chinesische Architekt Wang Shu hat einen ganzen Raum unglaublich eindrucksvoll gestaltet. Auch in der Ostspange wird es Räume geben, die die Handschrift kuratorischer Teams aus den Herkunftsländern tragen.

Werden Benin-Bronzen im Humboldt Forum zu sehen sein?

Es werden nur Benin-Bronzen im Humboldt Forum gezeigt, wenn wir dazu eine Einigung mit der nigerianischen Seite erzielt haben. Im Oktober waren Andreas Görden, der Leiter der Abteilung Kultur und Kommunikation im Auswärtigen Amt, Barbara Plankensteiner vom Hamburger Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt und ich erneut zu Gesprächen in Nigeria. Dabei wurde ein Memorandum of Understanding unterzeichnet, das einerseits Rückgaben vorsieht, andererseits aber auch festhält, dass Benin-Bronzen auch künftig in deutschen Museen gezeigt werden können. Jetzt geht es darum auszuformulieren, was das konkret bedeutet. Auf welcher rechtlichen Grundlage können wir künftig Kunst aus Benin im Humboldt Forum zeigen? Feststeht: Was auch immer wir zeigen werden, bedarf der Zustimmung der nigerianischen Seite. In der Ausstellung werden wir dabei auch den Prozess der Rückgabe erzählen, weil es ein untrennbarer Teil der Geschichte dieser Objekte ist. Ich glaube, dass es für die Besucherinnen und Besucher auch spannend sein wird zu sehen, wie wir uns die gemeinsame Arbeit in der Zukunft vorstellen und wie wir sie gestalten.

Was sind die drei größten Baustellen für die Stiftung im Jahr 2022?

Die größte ist die Reform, hier müssen jetzt die entscheidenden Schritte folgen. Am Ende des Jahres muss ganz klar sein, wie die Stiftung der Zukunft aussehen wird. Ferner wird das gesamte Humboldt Forum eröffnet werden, und ich würde mir wünschen, dass uns eine überzeugende Präsentation, gerade auch im Umgang mit dem schwierigen Erbe der Sammlungen aus kolonialen Kontexten gelingt. Im Hamburger Bahnhof und in der Neuen Nationalgalerie werden neue Leitungen die Verantwortung übernehmen, sie müssen die Schnittstelle vom 20. Jahrhundert zur Gegenwart produktiv machen, und mit dem Erhalt der Rieckhallen eröffnen sich neue Potenziale für die Kunststadt Berlin. Unter ihrem neuen Generaldirektor Achim Bonte ist die Staatsbibliothek gerade erst zu einem wichtigen Gestaltungsmotor in der Stiftung geworden, da fügt es sich gut, dass der Koalitionsvertrag Bibliotheken als sogenannte dritte Orte stärken möchte. Die Themen Nachhaltigkeit und Diversität werden uns beschäftigen, dazu haben wir neue Initiativen auf den Weg gebracht. Fünf Arbeitsgruppen beschäftigen sich zum Beispiel mit dem Thema Nachhaltigkeit, die sich aus der Mitarbeiterschaft heraus gebildet haben. Gerade solche Bottom-up-Initiativen sind wichtig, um die Stiftung lebendig zu halten. Die digitale Transformation wird alle Arbeitsbereiche immer stärker verändern, von der Verwaltung bis hin zu digitalen Vermittlungsangeboten, wie zum Beispiel bei dem vom Bund geförderten Projekt Museum 4.0, bei dem unter der Federführung der SPK inzwischen 18 Museen aus ganz Deutschland beteiligt sind. In allen diesen Bereichen werden 2022 entscheidende Weichenstellungen erfolgen, gerade auch im Zusammenspiel mit den neuen politischen Verantwortlichen, und darauf freue ich mich.

Die freundliche Bulldozerin

Wie die Direktorin des Kölner Rautenstrauch-Joest-Museums die Geschichte kolonialer Raubkunst ganz neu erzählt VON TOBIAS TIMM

Nur sechs von 177 Seiten räumen die Ampel-Parteien in ihrem Koalitionsvertrag der Kulturpolitik ein, weniger als die Regierungskoalition 2017. Umso bedeutsamer allerdings, für welche Vorhaben Platz blieb. Einem Thema wurde erstmals ein eigenes Unterkapitel gewidmet, dem kolonialen Erbe Deutschlands. Von »Aufarbeitung« ist da die Rede, selbstverständlich auch von »Dialog« und von »vertiefter ressortübergreifender internationaler Kooperation«. Dann wird es erstaunlich konkret: »Wir unterstützen insbesondere die Rückgabe von Objekten aus kolonialem Kontext.«

Diese Unterstützung kann Nanette Snoep, Museumsdirektorin in Köln, gut gebrauchen. Seit Jahrzehnten treibt sie die Diskussion um die ethnologischen Sammlungen Europas voran, trotz Widerständen und mit einer Energie und Begeisterung, die man anderswo, etwa im Berliner Humboldt Forum, vermisst. »Entschuldigung«, sagt Nanette Snoep irgendwann nach zwei Stunden Gespräch in ihrem Museum, »ich bin manchmal sehr leidenschaftlich.« Sie nennt sich selbst »einen Bulldozer«. Man muss sagen: ein sehr kluger, feinjustierter, zugleich freundlicher Bulldozer.

Seit zwei Jahren ist Snoep, geboren 1971 in Utrecht, Direktorin des Kölner Rautenstrauch-Joest-Museums, einer gut 120 Jahre alten Sammlung von 65.000 Objekten aus Ozeanien, Afrika, Asien und Amerika. Wenn es nach Snoep ginge, wären es allerdings schon bald sehr viel weniger. Zurückgeben möchte sie beispielsweise gut 90 Objekte aus dem ehemaligen Königreich Benin: Ein Großteil dieser Hofkunstwerke kam bald nach der berühmten Strafexpedition britischer Soldaten von 1897 in die Kölner Sammlung.

Die deutsche Familie Rautenstrauch, Gründer des Museums, hatte diese Objekte auf Auktionen in London gekauft. Damals, sagt Snoep, ließen die Auktionskataloge und Briefwechsel der Händler keinen Zweifel an der Provenienz, versprach doch die Herkunft aus einem Beutezug die Echtheit der Werke. Und so seien fast alle Benin-Objekte aus dem Kölner Museum direkt bis zum Benin-Massaker zurückzuverfolgen. Möglichst bald sollen deshalb die herrschaftlichen Köpfe aus Messing, die Säbel und Reliefbilder nach Nigeria restituiert werden. »Schon 2022, hoffe ich. Ich bin ein wenig idealistisch, aber diesen Idealismus braucht es für diesen Prozess.«

Die Geschichte solcher Objekte soll in Zukunft nicht mehr nur von Ethnologinnen wie Snoep erzählt und gedeutet werden. Mit den Menschen aus den Herkunftsländern müsse man

überlegen, was und wie man restituiert oder ob man geteilte Sammlungen bildet. Um diesen Prozess zu beschleunigen, schwebt Snoep ein Modell vor, mit dem zuallererst der Eigentumstitel an den Sammlungen übertragen wird. So wären Museen dazu verpflichtet, ständig mit den Herkunftsgesellschaften zusammenzuarbeiten.

Dass ihre Rede von der Teilhabe, von der Neuerzählung der Geschichte keine leere Formel ist, beweist Snoep mit der aktuellen, fünffach wegen Corona verschobenen Ausstellung Resist! (noch bis 9. Januar). Hier werden 500 Jahre Kolonialgeschichte nicht aus der Perspektive der Eroberer erzählt, sondern aus der des Widerstands. Immer hat es Revolten gegen die Kolonialisierung gegeben, ob auf den Plantagen in Lateinamerika oder auf den Ländereien der Deutschen im ehemaligen Südwafrika.

Viele dieser Akte seien nicht einfach vergessen, sondern aktiv verdrängt worden. Mit Archivalien wird die Geschichte der Amistad erzählt, jenes Schiffes, auf dem sich Sklaven selbst befreiten und das Kommando übernahmen, um dann nach einer Festnahme durch die US-Marine in einem legendären Verfahren 1841 vor dem Supreme Court freigesprochen zu werden. Diese Menschen bleiben in der Ausstellung keine namenlose Masse, es werden die Porträts von Sar, Suma, Fuli, Boro, Mangru und anderen Angeklagten gezeigt, die Gerichtszeichner während des Prozesses fertigten.

Erzählt wird diese Widerstandsgeschichte nicht chronologisch, sondern als Patchwork aus Arbeiten von rund vierzig zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstlern, ergänzt durch Skulpturen, Bilder und Alltagsobjekte aus der Museumssammlung. Zusätzlich schafft die sich durch die Ausstellungshalle schlängelnde Architektur der Gruppe Raumlaborberlin vier Räume, die von Gastkuratorinnen aus Namibia und Nigeria eingerichtet wurden. Das sei durchaus eine Überforderung, aber eine bewusste, sagt Snoep, die dem Publikum zeigen will, wie reich die Geschichte des antikolonialen Widerstands ist.

Snoeps Karriere begann in Paris, wo sie als Professorin lehrte und an der Gründung und dem Programm des Musée du quai Branly mitarbeitete. Es folgte 2015 ein Ruf an die Staatliche Kunstsammlungen Dresden, wo sie ein neues ethnologisches Museum erfinden sollte. »Das war eine politisch sehr interessante Zeit, um ein ethnologisches Museum zu boosten.« Zwei Monate vor ihrer Ankunft waren die ersten Pegida-Demonstrationen durch die Stadt gezogen. Im Museum für Völkerkunde in Leipzig wurden in manchen Vitrinen noch zivilisierte und angeblich weniger zivilisierte Rassen unterschieden. Als Snoep menschliche Gebeine aus den Depots in ihre pazifische Heimat zurücktransportieren ließ, regte sich der Protest, auch in den Museen. Rückgabebitten aus Hawaii hatte man in Dresden zwei Jahrzehnte lang ignoriert.

Hat diese Direktorin vielleicht einfach kein Interesse mehr an Masken und Skulpturen, wie Kritiker ihr vorwerfen, ist sie vielleicht deshalb so offen für Rückübertragungen? »Im Gegenteil. Ich liebe diese Objekte! Nicht ohne Grund habe ich zehn Jahre lang afrikanische Kunstgeschichte unterrichtet.« Da müsse man wirklich aufpassen, warnt eine Mitarbeiterin des Museums: Stelle man die Direktorin vor die Benin-Bronzen, könne sie drei Tage lang darüber sprechen.

Noch intensiver wird es, wenn es zu einem Dialog kommt, wie jetzt, wo Peju Layiwola aus Nigeria als Gast am Rautenstrauch-Joest-Museum arbeitet, die noch mehr über Motive auf Reliefplatten aus dem ehemaligen Königreich Benin weiß. Layiwola ist Künstlerin und Professorin für Kunstgeschichte an der Universität Lagos und kuratierte einen Raum zum Benin-Erbe in der aktuellen Resist!-Ausstellung des Museums. Sie zeigt die Objekte, teilweise aus Terrakotta oder Kokosnussschalen gearbeitet, mit den Spuren des europäischen Museums, den angehängten Inventarnummern, den Lagerkisten, den Excel-Dateien. »Seit 1935 hat Oba Akenzua II., der König von Benin, die Rückgabe einiger für Zeremonien wichtiger Objekte von Deutschland erbeten«, erzählt Layiwola. Der König war ihr Großvater. Er wurde damals abgefertigt mit einer Plastikkopie, für die der König eine Rechnung von mehr als 1000 Reichsmark bezahlen musste. Bis heute habe dieser brutale Kulturraub Nachwirkungen. »Ich hoffe«, sagt sie, »dass wir die Objekte jetzt zurückführen können und so zu einem neuen Verständnis kommen, einer gleichberechtigten Beziehung.« Und fügt dann hinzu: »Sie werden zurückkommen.«

»Wenn der europäische Kontinent nach Jahrhunderten der strukturellen Ausbeutung etwas zurückgibt«, sagt Snoep, »gibt das den Menschen in den Herkunftsländern ein enormes Gefühl der Ermächtigung.« Man habe das erst vor wenigen Wochen in der Republik Benin gesehen, wohin 26 bedeutende Skulpturen aus dem Musée du quai Branly restituiert wurden. Mit Freudengesängen und Tränenströmen, erzählt Snoep, seien die Objekte in Benin begrüßt worden.

Die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy, die zusammen mit dem Sozialwissenschaftler Felwine Sarr im Auftrag von Präsident Macron diese Restitution mit einem Gutachten vorbereitete, verglich den Anlass gar mit dem Mauerfall: »Das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Restititionen sein.« Das hofft auch Snoep. Diesen Freitag werden Bénédicte Savoy, Felwine Sarr, Peju Layiwola und weitere Kuratorinnen aus Namibia, Ghana und Deutschland öffentlich im Museum über das weitere Vorgehen diskutieren. »Das koloniale Gespenst«, sagt Nanette Snoep, »es wird nicht einfach verschwinden.«

www.zeit.de/audio Foto: Tijmen Snoep

Direktorin Nanette Snoep setzt sich für Rückgaben ein

JUDENHASS BEI DEUTSCHER WELLE

Hat hier Antisemitismus wirklich „keinen Raum“?

AKTUALISIERT AM 02.12.2021 - 07:41



Die Vorwürfe wiegen schwer: Mitarbeiter der Deutschen Welle sollen sich judenfeindlich geäußert und den Holocaust geleugnet haben. Jetzt meldet sich der Bund zu Wort.

Der Bund erwartet schnelle Aufklärung zu Antisemitismusvorwürfen gegen mehrere Mitarbeiter der Deutschen Welle (DW). Ein Sprecher der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) teilte der Deutschen Presse-Agentur mit: „Die BKM nimmt die aktuellen Vorwürfe gegen Mitarbeiter der arabischen Redaktion der Deutschen Welle sehr ernst und erwartet eine rasche und umfassende Aufklärung. Sollten sich die Vorwürfe bestätigen, müssen in dieser Redaktion unverzüglich personelle Konsequenzen gezogen werden.“

Die Süddeutsche Zeitung hatte zuvor einen Artikel mit dem Titel „Ein Sender schaut weg“ veröffentlicht. Demnach sollen mehrere Mitarbeiter in den vergangenen Jahren im Internet antisemitische und antiisraelische Äußerungen gepostet haben. Später seien diese Einträge gelöscht worden.

Der deutsche Auslandssender hatte am Dienstag angekündigt, die Vorwürfe extern prüfen zu lassen: „Auf Anordnung des Intendanten wird die DW umgehend eine unabhängige externe Untersuchung beauftragen.“ Nach einer ersten Prüfung werde der Sender gegebenenfalls „umgehend Konsequenzen ziehen, wenn sich Verstöße gegen diese Regeln bewahrheiten“.

In einem vom Sender mitgeteilten gemeinsamen Statement äußerten sich auch der Rundfunkrats- sowie der Verwaltungsratsvorsitzende der DW, Prälat Karl Jüsten und Peter Clever. Darin heißt es, die in dem Artikel erhobenen Vorwürfe „wiegen schwer. Antisemitismus und jede Form von Diskriminierung haben in der DW keinen Raum.“ Die DW bekenne sich eindeutig zum Existenzrecht Israels, das für die Bekämpfung des **Antisemitismus** zentrale Bedeutung habe.

Rundfunkrat und Verwaltungsrat begrüßten das schnelle Handeln der Geschäftsleitung, unverzüglich eine unabhängige externe Untersuchung der Vorwürfe zu beauftragen. „Sollten sich die in dem Zeitungsartikel gemachten Vorwürfe erhärten, müssen entsprechende Konsequenzen folgen, um weiteren Schaden von der DW und ihrer Belegschaft fernzuhalten“, heißt es in dem Statement.

Quelle: FAZ.NET mit dpa

Meine Scham hab' ich geopfert

Verstörend drastisch: Dmitri Tcherniakov inszeniert in Hamburg „Elektra“ von Richard Strauss, in der Titelrolle glänzt die Sopranistin Aušrinė Stundytė.

Gefährlicher Serientäter gesucht. Der Straftäter wird der Morde an 18 Frauen verdächtigt. Er ist extrem gewalttätig, kommunikativ und manipulativ. Informiert sich sorgfältig über die Opfer und gewinnt leicht ihr Vertrauen, indem er sich als angeblicher Verwandter ausgibt. Er ist etwa 45 Jahre alt und ca. 175 bis 180 Zentimeter groß. Die Polizei bittet um Hinweise über den Notruf 110.“

Dieser polizeiliche Steckbrief wird auf dem Vorhang eingeblendet, wenn es mörderisch zugeht in der letzten Szene der „Elektra“ von Richard Strauss, in der Klytämnestra und Aegisth erschlagen werden. War's gedacht als Warnung an die Zuschauer, das mörderische Geschehen in der Oper nicht als Theater abzutun, sondern als Drama, wie es sich auch – oder gerade? – hinter bürgerlichen Fassaden abspielt? Gleich darauf werden die blutigen Opfer des Serientäters auf großen Tüchern in den Salon gezerrt und auf zwei Stühle am Esstisch gehievt. Wenn Elektra schließlich, die „Last des Glückes“ nach den Mordtaten tragend, schweigend einen rituellen Todestanz vollzogen hat, wird auch ihre jüngere Schwester Chrysothemis zum Opfer: mit einem Dolch gemeuchelt von Orest (the Ripper redivivus?) – Mörder, Hoffnung der Frauen?

Der Horror ist unter uns – das ist offenbar die Botschaft der Hamburger „Elektra“-Inszenierung von Dmitri Tcherniakov unter der musikalischen Leitung von Kent Nagano. Als sein eigener Bühnenbildner hält sich der russische Regisseur an eine szenische Anweisung Hugo von Hofmannsthals. Sie forderte den Verzicht auf „konventionelle Tempel und Paläste“ wie auf „jedes Antikisieren“. Die Handlung begibt sich in einem Salon mit hohen Räumen und Flügeltüren, Pseudo-Chippendale-Möbeln, Bücherregalen und einem Flügel. Den Abgrund unter diesem welk gewordenen, pretiös-großbürgerlichen Prunk haben der Regisseur – und sicher auch, wie aus dem Programmheft ersichtlich, die Dramaturgin Tatiana Werestchagina – dank der gründlichen Suche im Libretto entdeckt.

In der ersten Szene hocken vier Mägde und eine Aufseherin zusammen und würzen ihr Geplapper mit Gift und Galle. Nur ist sprachlich wenig davon zu verstehen, worüber sie erzürnt sind oder über wen. Der Blick ins Libretto verrät es: über die verhasste Elektra, die „um den Vater heult“ und darüber klagt, dass sie „das ewig frische Blut des Mordes von der Diele abspülen“ müsse – des Mordes an Agamemnon. Dass diese Szene die Ambivalenz Elektras umreißt, wird nicht deutlich. Agamemnon ist gestorben, gemeuchelt von seiner Gattin Klytämnestra und deren Liebhaber Aegisth. Aber er ist nicht tot. Er ist in ständiger Erinnerung.

Als Klanggestalt erscheint er bereits in dieser ersten Szene, so wie er auch zu Beginn von Elektras Monolog und dann im Finale wiederkehrt. Dass der Unsichtbare ständig gegenwärtig ist, spitzt Tcherniakov dadurch zu, dass Elektra zwanghaft aus einer Kiste den Mantel

des Vaters holt und ihn dergestalt ausstopft, dass sie ihn wie eine Puppe an einen Tisch setzen und mit roten Rosen schmücken kann. Auf dem Tisch baut sie – eine kindliche Regression – kopfwackelnde Hunde und Spielzeugpferdchen auf. Erinnerung an frühe Erfahrungen? Aber an welche?

Ebenso verstörend, wenn sie in einer sexuellen Übersprungshandlung ihre Schwester Chrysothemis im Verlauf des Gesprächs, in dem beide den Mord an der Mutter planen, auf diesen Tisch wirft und (fast) vergewaltigt: „Mit meinen traurigen Armen umschling ich deinen Leib . . . ranken will ich mich rings um dich.“ Die Ursache für ihre in Wahn führende und selbstzerstörerische Liebe zu dem ermordeten Vater wird deutlich, wenn sie ihrem heimgekehrten Bruder Orest berichtet, dass sie von ihrem Vater vergewaltigt worden ist: „Ich habe alles, was ich war, hingeben müssen. Meine Scham hab’ ich geopfert.“

Hier gerät das, was in vielen Aufführungen in Andeutungen stecken blieb, ins Zentrum, weil die litauische Sopranistin Aušrinė Stundytė offenbart, dass die selbstzerstörerische Liebe der Elektra zu ihrem Vater der Motor der Handlung ist, oder genauer: des inneren Geschehens. Ihre Stimme mag bei einigen der Schreiakzente in der hohen Lage – der Ambitus reicht bis zum C – an die Grenzen gefordert sein, aber ihr klangvoller, weicher Sopran hat alle Farben, in denen sich die Emotionen der Figur spiegeln. Wenn sie nach dem ersten Aufschrei den Namen Orest dreimal wiederholt, verwandelt sich der Klang in eine beseligte Schmerzensebärde.

Mit dieser Szene, mit „Orest . . . O laß deine Augen mich sehen, Traumbild mir geschenktes“, ersteigt die Aufführung unter Leitung von Kent Nagano ein höheres Level. Denn zuvor, in den beiden ersten „Sätzen“ dieser vierteiligen Opern-Symphonie, war wenig von der „Elfenmusik“ zu spüren, die dem Komponisten vorgeschwebt hat und die vor wenigen Monaten in einer Salzburger Aufführung mit den Wiener Philharmonikern unter Franz Welser-Möst zu erleben war, in der ebenfalls Aušrinė Stundytė die Titelpartie gesungen hatte. In der Hamburger Aufführung ist sie der Solitär. Die amerikanische Sopranistin Jennifer Holloway, die sich in Hamburg als Sieglinde eingeführt hatte, bringt für Chrysothemis zwar die stimmliche Leuchtkraft eines expansiven jugendlich-dramatischen Soprans mit, aber wenig artikulatorische Prägnanz. Violeta Urmana wurde der Tort angetan, Klytämnestra als tragikomische Scheuche darzustellen. Gewandet in einen plüschigen roten Morgenmantel, karikiert durch eine grau-fransige Figur, parodiert durch eine Attacke von Demenz wurde sie zu einem eher komischen Monster – ohne die Züge der vormaligen Femme fatale, wie sie durch Darstellungen von Christa Ludwig, Leonie Rysanek oder Brigitte Fassbaender in Erinnerung ist. Sie brauchte geraume Zeit des Einsingens, bis die Erinnerung an ihre einst mächtige Stimme zurückkehrte.

Der Orest des stimmlich markig-rauen Lauri Vasar wirkte schon bei der Wiederbegegnung mit Elektra nicht als Traumbild. Im Finale erschien er als szenischer Steckbrief – als eben der Serienkiller, vor dem in der Eilmeldung gewarnt wurde. Aber damit war wohl die Grenze zum Overkill überschritten. Jürgen Kesting

Ulrich Lenz leitet die Oper Graz

Das Intendantenkarussell dreht sich, weil Nora Schmid Graz verlässt und 2024 an die Dresdner Semperoper wechselt. Ihr Nachfolger auf dem Intendantensessel des Grazer Opernhauses wird Ulrich Lenz, derzeit Chefdramaturg an der Komischen Oper Berlin. Nach Stationen in Stuttgart, Linz, Mannheim und Hannover arbeitet der aus dem Schwäbischen gebürtige Einundfünfzigjährige seit neun Jahren in Berlin, wo er zusammen mit Intendant Barrie Kosky Musiktheater-Erfolge feierte. Bei seiner Vorstellung sagte Lenz, mindestens die Hälfte seines Herzens schlage für Österreich. Er schätze die Nähe zu Ungarn, Slowenien, Kroatien und Italien. Lenz' „Leidenschaft und Austrophilie“ wertet der Grazer Kulturstadtrat Günter Riegler als „verheißungsvoll“. Der künftige Intendant sieht die Spielstätte in der steiermärkischen Hauptstadt als gut aufgestellt, er wolle dennoch weiter „Schwellenängste vor dem heiligen Tempel Opernhaus abbauen“. Das 1899 eröffnete Grazer Opernhaus ist nach der Wiener Staatsoper das zweitgrößte Musiktheater Österreichs, es bietet Platz für knapp 1400 Zuschauer, die dort auch Musical, Ballett und Operette zu sehen bekommen.

F.A.Z.